

# RISS M

Materialien



Liebe & Hass

RISS

Zeitschrift für Psychoanalyse  
Materialien 5

Odi et amo. Liebe und Hass  
in Psychoanalyse,  
Literatur und Kultur

5	Editorial	
11	Christian Kläui <i>»... vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben«</i>	63 Peter Widmer <i>Heinrich von Kleists Familie Schroffenstein – Ein Lehrstück für Psychoanalyse und Politik</i>
23	Roni Weissberg <i>Hass in der psychoanalytischen therapeutischen Praxis</i>	81 Regula Schindler <i>Ein Liebesbrief Lacans an die Frauen in zwei Versionen. Die Logik des pas-tout / nicht-ganz, nicht-alle</i>
33	Karl-Josef Pazzini <i>Hass auf die Liebe: Befreite Sexualität, Befreiung von Schuld und Übertragung. Notizen</i>	101 Christoph Sökler <i>Falling in Love. Ein Versuch</i>
49	Anna-Lisa Dieter <i>Ja und Nein / Liebe und Hass. Barthes, Stendhal und die Impotenz der Restauration</i>	119 Dominik Finkelde <i>»A ceux qui m'aiment, encore« Zu Liebe und Hass in Gefolgschaft</i>
		135 Abstracts
		139 Autor*innen
		143 RISS-Beirat
		144 Impressum

Titelabbildung:  
Alexander Rischer, »Hoyerswort, Janus 2«, 2011  
(Mehr dazu siehe Seite 142)

Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.  
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.  
Hassen und lieben zugleich muss ich. – Wie das?  
– Wenn ich's wüsste!  
Aber ich fühl's, und das Herz möchte zerreißen  
in mir.

(Catull)

#### Liebe Liebende und liebe Hassende

Dieser Sammelband geht auf Arbeiten der Summer School »Liebe, Hass und Hassliebe in Philosophie, Psychoanalyse und Kultur« (2018) zurück, die das Lacan Seminar Zürich in Kooperation mit der Universität Zürich veranstaltete. Der Diskurs der Psychoanalyse geht vom gespaltenen Subjekt aus: Es weiß nicht, was es sagt. Der Diskurs der Wissenschaft vermeidet das Unbewusste, er unterstellt, dass es ein allgemeines, überprüfbares, bewusst einsehbares Wissen geben kann. Diese Diskurse sind einerseits grundlegend zu unterscheiden, andererseits gibt es auch Schnittmengen. An eben diesen Rändern möchte der vorliegende Band das Potenzial eines diskursübergeifenden Denkens nutzbar machen. Die abstrakten theoretischen Darstellungen werden durch Konkretionen differenziert und erhellt.

Zwischen den folgenden Seiten – zwischen Ihren Händen – entfaltet sich das weite Feld von Liebe und Hass ausgehend von der Illusion einer Liebe ohne die Erfahrungen von Enttäuschung, Versagung, Verlust oder auch Hass, wie sie *Christian Kläwi* beschreibt. Er eröffnet diesen Band mit dem Artikel »... vielleicht

noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben«. Nur um uns, nach seinen auf Freud, Lacan, Literaturzitat und der eigenen Erfahrung fußenden jargonfreien weiteren Ausführungen des Happy Ends zu berauben. Was bleibt? Ein nochmals, ein *encore* – vielleicht.

Folgen Sie fünf Praktikern der Psychoanalyse – Christian Kläui, Karl-Josef Pazzini, Roni Weissberg, Peter Widmer und Regula Schindler – Anna-Lisa Dieter, Romanistin und Übersetzerin, und Christoph Sökler, Kulturtheoretiker und Musiker, sowie Dominik Finkelde, Philosoph und Psychoanalytiker, die das Spannungsverhältnis von Liebe und Hass, Erotik und Sexuellen für Sie kartografieren.

Liebe und Hass sind aus psychoanalytischer Perspektive wesentlich Übertragungsphänomene. Die Übertragung – ein Konzept, welchem Lacan sein ganzes *Seminar VIII* widmete – hilft zu verstehen, warum und was man liebt – und hasst. Ausgehend von einem Freud-Zitat und von der eigenen Praxis, schlägt *Roni Weissberg* vor, Liebe und Hass in den Lacan'schen Kategorien des Realen, Symbolischen und Imaginären (RSI) zu verorten, und diskutiert den klinischen Umgang mit dem Hass. Im psychoanalytischen Setting betritt Liebe den (anderen) Schauplatz in Form der Übertragungsliebe, die der Analysant dem Analytiker entgegenbringt. Doch diese Liebe kann kippen.

Jedes Subjekt macht sich von Neuem an die Aufgabe, die existenziellen Dimensionen von Liebe und Hass am eigenen Leib zu erleben, wie auch als Erlebnisse auf Begriffe, in Formen oder Figurationen zu bringen, immer wieder anknüpfend an Traditionen und doch immer wieder neu und anders. *Karl-Josef Pazzini* schreibt in 48 Aphorismen über den Hass auf die Liebe. Er verführt zu einem (postmodernen) Diskurs über Sexualität, Macht, Gewalt, Schuld und die Sehnsucht nach Absolution in der Kur.

In unseren postmodernen Lebensformen und auch zu allen anderen Zeiten stehen vielfältige, teils konkurrierende Liebes- und Hasskonzeptionen nebeneinander, welche die Subjekte in differenter Weise miteinander in Beziehung treten und interagieren lassen. Immer noch ist das Konzept der romantischen Liebe für viele Menschen der Inbegriff der Liebe. Die Idealisierung als Bedingung der Möglichkeit der romantischen Liebe, wird in der

Arbeit von *Anna-Lisa Dieter* diskutiert. Hier begegnet uns die Erfahrung der Liebe als Zustand imaginärer Fülle, als Bejahung der Bejahung in Stendhals' Essay *Über die Liebe*, und, zeitnaher, in Roland Barthes nicht weniger berühmten *Fragmente einer Sprache der Liebe* wie auch als Negation, die erst im Tod zum Stillstand kommt, in Stendhals' Roman *Armance* (1827). Zwischen Liebe und Hass herrsche eine Ambivalenz, welche die beiden Momente nicht als Antagonismus begreife, sondern ineinander übergehen und miteinander changieren lasse.

*Peter Widmer* legt dar, inwiefern die Polarität Liebe und Hass nicht auf gegensätzlichen Trieben beruht, sondern auf affektiv besetzten Situationen von unterschiedlicher Qualität. In seinem Beitrag beschreibt er die Entwicklung von Freuds Triebkonzept und exemplifiziert mit Kleist – einem Lacanianer *avant la lettre* – den Bezug eines nicht-libidinösen Aggressionstriebes zum Hass. Wer mit Peter Widmer über Freud hinausdenken möchte, stelle sich die Frage, ob Hass eine Art von Genießen ist, analog zum sexuellen Genießen.

Die letzten drei Artikel bewegen sich in einem spezifisch Lacan'schen Feld.

*Regula Schindler* greift die »Formeln der Sexuierung« aus dem Seminar *Encore* auf sowie deren Kommentierung im unpublizierten Seminar *Les non-dupes-errent*: eine Gender-und-Sex-Studie vor der Millenniumsschwemme. Beides Mal handelt es sich allerdings – im ersten Fall buchstäblich – um einen Liebesbrief (*lettre d'amour*) Lacans an die Frauen – was angesichts dieser auf den Quantoren Freges basierenden Logik in Formeln erstaunen mag. Der Artikel nimmt die Logik des *pas-tout* ins Visier, die Logik der rechten, »weiblichen« Hälfte der Formeln, die, fern der Begrenzung durch den Einen, der das universale *tout/alle*, ganz hervorbringt, verblüffende Purzelbäume in puncto Sprechen, Sex und Liebe schlägt und eine binäre Lesart der Formeln über den Haufen wirft. Dass auch Männer sich im *pas-tout* einreihen können, beweist J. L. in seinem Spätwerk selbst.

»If music be the food of love«: *Christoph Sökler* stellt sich der Aufgabe, die wenig bearbeitete – zumindest im deutschen Sprachraum wenig beachtete – Beziehung zwischen Psychoanalyse und Musik über den Begriff der Liebe zu artikulieren, wobei eben

dieser neuartig aufgefächert wird. Mithilfe der Autoren Zupančič und Didier-Weill gelingt es Sökler, die Differenz zwischen »phallischer« und »weiblicher«, also wiederum *pas-tout*-Liebe, fassbarer zu machen. Die bekannte Lacan'sche Formel »geben, was man nicht hat« erweist sich dabei als ein – noch – phallisches »Wunder des Begehrens«. Das andersartige »Wunder der Liebe« ereignet sich beim Hören oder Spielen von Musik über den Dialog zwischen den asymmetrischen Mängeln oder Fehlstellen des Subjekts und des Andern auf doppelte Weise. Verfolgen Sie diesen hochkomplexen Dialog: Sie werden dabei auf die Lacan'sche *pulsion d'invocation*/den Anrufungstrieb verwiesen, der im hiesigen Sprachraum ebenfalls kaum aufgenommen wurde – dies, obwohl der späte Lacan die über den Körper laufende »Resonanz« der Deutung stark gewichtet.

Und schließlich gerät der Liebesanspruch des Meisters selbst in den Fokus der scharfsinnigen Analyse *Dominik Finkelde's*. Lacan hat diesen Anspruch nie verleugnet; sein Brief zur Auflösung seiner Ecole ist adressiert an »die, die mich noch lieben«. Dieser Ort, den die Liebe eröffne, sei utopisch, so Finkelde in seinem Beitrag »Liebe und Hass in Gefolgschaft«, und könne sich im Nu dystopisch in radikalen Hass verkehren. Erörtert wird dieses Kippen, und das, wodurch es jeweils ausgelöst wird, anhand des Massenmords und Massensuizids der US-Sekte *The People's Temple*. Über Kierkegaard, Freud, und Lacan legt Finkelde dar, was der sektenkritische Zeitgeist nicht wahrnehmen will: Den Skandal des Flecks der kontingenten Individualität, der das vorgeblich neutrale Feld des Wissens oder die universalisierbaren Propositionen einer Botschaft verwischt. Die erbitterten Kämpfe zwischen Denkschulen toben nicht nur in Religion und Politik, sie toben auch in den Wissenschaften – und im familiären Alltag. Die Mangelstruktur menschlicher Identitäten erfordert die Spiegelung in den Blicken der andern, und die Identifikation mit einem, verkürzt gesagt, Vater-Namen (darunter d i e Frau). Es scheint, dass Lacan die Liebe als Ausdruck eines »unergründlichen x«, durch das Menschen aneinandergebunden sind, für den Erfolg der Transmission seiner *Doxa* entscheidend hielt, und dass er den Schein seiner Fetischisierung bewusst inszenierte. Der Schein des – kirchlichen, politischen, wissenschaftlichen, familiären, psychoanalytischen –

Rituals eröffnet den Zugang zum Wesenskern dessen, warum man da ist: um, in der Gefolgschaft mit andern, scheinbar Unmögliches zu begehren, Neues zu denken und zu schaffen, ohne Garantie, damit die Wirklichkeit zu verändern. Kurz: Finkelde sticht in ein Wesennest, das Religion, Politik, Wissenschaft, Sozietät, Familie und im Besonderen die Psychoanalyse betrifft: Sektenwesen, wohin das Auge reicht, notwendigerweise.

An dieser Stelle danken wir allen Referentinnen und Referenten, der Planungsgruppe Silke Lengler, Dieter Sträuli, Benno Wirz, Kathryn Buhr und Robert Langnickel. In gegenseitigem Einverständnis mit der Autorin Edith Seifert haben wir ihren Vortrag nicht aufgenommen, da im RISS Heft 79 eine ähnliche Arbeit vorliegt, auf die wir hiermit gern verweisen. —

Die Herausgeberschaft funktionierte wie ein RSI-Dreierknoten, ausschlaggebend war die Verknüpfung zu dritt.

Regula Schindler, Kathryn Buhr und Robert Langnickel

PS: An die Leserschaft: Wir laden euch, allesamt Expertinnen und Experten in diesem Fach, hiermit ein, Kommentare zu senden.

Christian Kläui

»... vielleicht noch  
einmal zu lieben oder  
einfach zu sterben.«

Und doch sind zwei Männer, die diese Kastanien gekannt, die vor einem Schauer unter ihnen Zuflucht gesucht, die dort vielleicht geliebt und jedenfalls geträumt haben, aufgebrochen, unter ganz anders garteten Bäumen zu arbeiten und zu leiden, ohne ihre Träume zu stillen, vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben.<sup>1</sup>

Ein Satz auf der ersten Seite von *Das Leben der kleinen Toten* von Pierre Michon.

»... vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben.«  
Wie viel, was muss geschehen sein, dass einer so empfindet? Dass einem Menschen dies geschieht: Dieses letzte Aufbrechen – ins Sterben, in ein wie langes auch immer, oder nochmals ins Leben. Dieser Mensch hat geliebt, das ist gewiss. Und noch einmal zu lieben, es muss nicht gesucht sein, es muss nicht gemieden werden – wer kann es schon steuern. Wer »noch einmal«, vielleicht, sein Herz geben mag, der kennt das Wieder. Und das Wieder hat Spuren hinterlassen: Kann ich, mag ich, finde ich, meide ich noch einmal, wieder diesen Aufbruch, der mich noch einmal, wieder erschüttern wird?

Wer es in der Schwebelässt, vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben, der lässt in der Schwebel, ob er noch einmal in der Liebe sterben kann. Ob er noch einmal seine Träume begraben kann. Ob er noch einmal, wieder die Kluft ertragen kann, die, unstillbar, das Lieben vom Träumen scheidet. Es ist nicht so, dass er nicht mehr lieben, dass er sich nicht mehr der Liebe beugen mag, das Leben hat ihn nicht gezwungen, das Lieben sein zu lassen. Unüberwindlich verhasst ist es nicht.

Das Lieben muss nicht, nicht mehr erzwungen sein, es könnte auch der Aufbruch ins Sterben sein. »... oder einfach zu sterben«. Auch das bleibt in der Schwebel.

Und etwas steht fest: Nicht im Zwingenden, nicht im Unbedingten und Unverhandelbaren unterscheidet sich der Tod von der Liebe, anders ist er, weil er kein Wieder hat.

\* \* \*

Jeder muss seine Wege im Lieben selbst finden, auch die Psychoanalytiker, auch in ihren Theorien. Freud hat sich erst spät an das Thema herangewagt, er war über 50 Jahre alt, als er 1910 seine *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens* mit den Worten eröffnete: »Wir haben es bisher den Dichtern überlassen ...«. <sup>2</sup> Jetzt ergreift er das Wort und leitet aus dem unterschiedlichen und widersprüchlichen Ineinander von sexuellen Triebstreben und zärtlichen Liebesbanden verschiedene Charaktertypen und Stolpersteine des Liebeslebens her. In den folgenden Jahren wird er das Thema wiederholt umkreisen: Auf dem Hintergrund der Entdeckung des Narzissmus ergründet er die Schicksale unserer Liebeswahlen. Entweder folgen sie den Spuren der Figuren, die uns in der Hilflosigkeit der Kindheit geschützt und genährt haben, oder sie suchen im Spiegel des Narzissmus, was wir selbst sind oder sein möchten. <sup>3</sup> Liebe gehorcht dem Narzissmus oder lehnt sich an die Selbsterhaltung an und darum ist sie nicht eins mit dem Sexuellen. <sup>4</sup> Liebe und Sexualität haben weder die gleichen Wurzeln noch die gleichen Ziele.

Der Psychiater und Psychoanalytiker Leon Wurmser formuliert das Spannungsverhältnis so: »Liebe heisst, ich will, dass Du bist. Dein Wohl ist mir mindestens so wichtig, wie das meine.«

Die Liebe folge dabei dem Vorbild der Mutter, die das Kind um seiner selbst willen liebt. Wenn in der Verliebtheit das sexuelle Begehren dazutritt, dem es um Befriedigung der eigenen Wünsche und Besitzgier geht, könne das die Liebe unterwandern. <sup>5</sup> – Ob sich allerdings Liebesglut und sexuelles Feuer je so rein voneinander trennen lassen?

Jedenfalls gibt es auch die umgekehrte Idealvorstellung: den Gedanken einer Reinheit der sexuellen Begierde, die gegenseitiges Wohl und Respekt ideal verwirklichen könnte, weil die rein sexuelle Beziehung geschützt bliebe vor den Verwicklungen, Enttäuschungen, Grenzüberschreitungen und Verletzungen, die die Liebesansprüche ins Spiel bringen. Das ist das Versprechen, das perverse Beziehungen, die auf klaren Spielregeln und Reziprozität beruhen, mindestens für Nicht-Perverse bereitzuhalten scheinen.

Freud hatte große Mühe, das Spannungsverhältnis von Liebe und Sexualität theoretisch zu fassen. Er näherte sich den Dingen von der Seite der Sexualität. Und dies ermöglichte ihm, eine Art Algorithmus des psychischen Funktionierens herauszuarbeiten, der für unser Wünschen, Träumen und unsere Triebhaftigkeit gilt. Es geht um Folgendes: Genährt von jener Urfahrung des Glücks und der Befriedigung, die ein Kind empfindet, wenn es an der Brust einer liebenden Mutter gestillt wird, will der Eros diese Glückserfahrung immer wiederfinden. Was wir wünschen, das Künftige, ist an ein Wieder, die Zukunft an die Vergangenheit gebunden. Im Kommenden suchen wir das uneinholbar vergangene, verlorene Glück wiederzufinden.

Dieser elementare Algorithmus entfaltet sich in einem Begehren, das, weil es sein ursprüngliches Ziel nie mehr erreichen kann, sich stetig verschiebt und auf Ersatz aus ist. Es schweift umher und ist der Antrieb, dank dem wir uns neugierig für die Welt öffnen.

Dies ist die lebenszugewandte Seite. Doch kann diese Seite des »noch einmal zu lieben« auch blockiert sein, wenn Verlorenes, in immer gleichen Bildern eingefroren, konserviert werden soll und die immer gleichen Ansprüche an den Andern Dynamik und Entwicklung ersticken, den Partner vereinnahmen und in seinem Begehren kaltstellen. Das ist die Todesseite.